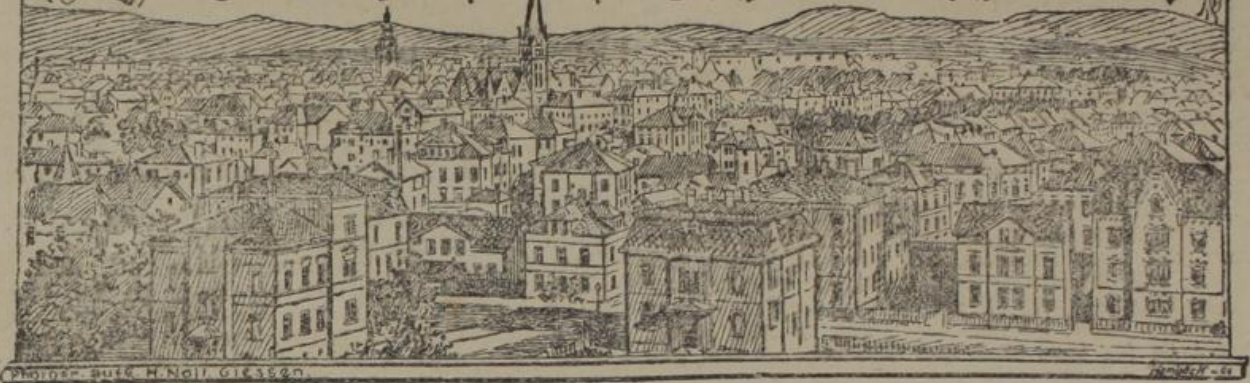


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die vom Rauhen Brund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Allein trat Steinsiefen über die Schwelle und klinkte hinter sich zu. Mit Rücksicht auf die Musizierende so behutsam, daß sie auch jetzt noch nichts vernahm, sondern ruhig weiterspielte. Ohne sich zu rühren, blieb er bei der Tür stehen. Nur in seinen Augen war Bewegung. Die umfingen in heimlichem Aufklammern das schöne Mädchen, das da abnungslos am Piano saß. Streifen von dem zarten Pfirsichhauch der Wangen mit ihrem brünetten Ton über den feinen Nacken hin, der sich blendend weiß von dem dunkeln Haargelock abhob, und blieben an der schmiegsamen Linie der Büste haften, die leise auf und nieder wogte in selbstvergessenen Träumen.

Aber plötzlich brach das Spiel jäh ab, und Marga Reusch fuhr herum, wie wenn sie den heißen Blick durch den düsterten Batist hindurch wahrgenommen hätte. So sah sie Karl Steinsiefen hinter sich stehen. Ganz verwirrt jetzt, wie ein ertappter Schulbube.

„Was machen Sie hier?“

Unwillig herrschte sie ihn an.

„Ich — ich hörte nur zu. Ich wollte nicht stören.“

Es klang demütig. Da schwand der Zorn aus ihren Augen; aber etwas Beringschätziges trat an seine Stelle, wie sie nun erwiderte:

„Ich habe Sie gar nicht eintreten hören. Daher war ich im Moment verwundert.“

Und sie wandte sich wieder ihrem Klavier zu, als wäre er gar nicht da. Aber ihr Spiel war jetzt zerstreut und unlustig. Seine Anwesenheit hatte den Zauberbann dieser lodenden Weisen gebrochen. Und nun stockten die Töne ganz. Sie blätterte unentschlossen in ihren Noten. Da wagte es Steinsiefen, näherzukommen.

„Was war das doch gleich, was Sie eben spielten?“

„Die neue Revue aus dem Metropoltheater.“

„Ach richtig, ja! Eine famosse Musik. Und erst das Stück selbst, die Ausstattung — wirklich erstklassig.“

„Haben Sie es denn gesehen?“

„Natürlich doch! Als ich im April in Berlin war.“

Sie schenkte ihm einen Seitenblick. Halb Ironie, halb Neid.

Dem da war es vergönnt, dort hinzukommen, zu trinken von den Quellen, nach denen sie dürstete! Dem, der nichts damit anzufangen wußte — dieser Halbmann ohne jeden Funken von Temperament. Und ihr Auge glitt wieder von ihm ab; aber ihre Brust hob sich in einem ausbegehrenden Verlangen.

Karl Steinsiefen gewährte es, und plötzlich überkam ihn: Ja, hier mußte er einhaken! — So fragte er denn:

„Sie möchten gern einmal nach Berlin, Fräulein Marga?“

Sie nickte nur kurz.

„Nun, da sollten Sie doch einmal hinfahren.“

„Damit würde mein Vater wohl sehr einverstanden sein!“

„Haben Sie denn keine Freundin dort, aus Ihrer Pensionszeit, die Sie mal einladen könnte?“

Wieder nur ein stummes Verneinen.

„Ja — dann freilich!“ Und nach einer Pause wagte er den Scherz, in den er noch einen ernsteren Klang hineinklegte: „So müssen Sie eben schon warten, bis Sie verheiratet sind. Eine Hochzeitsreise nach Berlin — das wär' doch gar nicht übel!“

Aber sie zuckte nur die Schultern — was sollte sie auf einen so geschmacklosen Scherz auch erwidern? — und ihre Hände griffen mechanisch wieder einige Akkorde.

Steinsiefen jedoch ließ nicht ab. Langsam kam er noch näher zu ihr heran.

„Ich fände die Idee famos — erstklassig. Wenn ich mal heirate, mache ich's sicher so.“

Marga würdigte ihn auch diesmal keiner Antwort. Er aber stand jetzt ganz dicht hinter ihr.

„Ich würde überhaupt meine Frau öfter mal mit auf die Reise nehmen, daß sie rauskäme hier aus dem Nest. Es ist ja wahr: Es ist doch ein richtiges Raff hier — nicht wahr, Fräulein Marga?“

Es kam noch immer keine andere Erwiderung als nur die leisen, hallenden Akkorde, die ihre weißen Finger dem Instrument entlockten, wie in Gebanken verloren. Da ward er noch lähmer und beugte sich zu ihr nieder. Seine Stimme dämpfte sich dabei zu einem vertraulichen Ton.

„Daß Sie das so aushalten können, Fräulein Marga! Sie passen doch gar nicht hierher, in solchen Wirtshausbetriebe! Wirklich — Sie sollten heiraten! Wüßten Sie denn keinen hier — keinen einzigen — mit dem Sie sich das ganz gut vorstellen könnten?“

Sie hörte das Bittern der Erwartung in seiner Stimme, und jetzt traf sie beim Sprechen der heiße Hauch seines Atems am Nacken. Da stand sie auf, so plötzlich, daß er kaum zurückweichen konnte.

„Sie werden doch wohl nicht im Ernst eine Antwort auf diese eigenartige Frage erwarten?“

Groß und mit einem kalten Blick sah sie ihn an; dann verließ sie das Zimmer.

Verstört blieb Steinsiefen stehen. Dann begann er nachzudenken. War es denn wirklich so schlimm, was er eben vorgebracht hatte? Er meinte, es doch gerade recht geschickt angefangen zu haben — nicht gleich so mit der Tür ins Haus. Aber freilich, für ihr Empfinden. Und nun begann er sich zu schämen. Still machte auch er sich davon.

Draußen im Flur traf er Hannes Reusch, der offenbar hier auf ihn gewartet hatte und nun vertraulich lächelnd auf ihn trat mit einem erwartungsvollen: „Na?“

„Doch Steinsiefen antwortete nur durch ein betrübtes Kopfschütteln und ging.“

Ein heftiger Aerger stieg da in dem Wirt auf. Mit schnellem Schritt wandte er sich dem Familienzimmer zu und trat dort geräuschvoll bei der Tochter ein.

„Also den Steinsiefen hast du mir auch wieder fortgeschickt! Willst du dir's denn mit Gewalt verderben? Glaubst du, daß jetzt überhaupt noch einer Lust verspüren wird, sich an dich zu machen?“

Marga Reusch zuckte zusammen. Wie plump, dies Wort! Es fiel ihr ebenso auf die Nerven, wie wenn sie den Vater mit dem Messer essen sah. So gab sie gereizt zurück:

„Will ich das denn? In Ruhe sollen sie mich endlich lassen hier — alle miteinander!“

„Damit du als alte Jungfer sitzen bleibst — nicht wahr?“

„Behnmal lieber das, als einen dieser Bauerntölpel heiraten.“

„Bauerntölpel!“ Ein Blick schoß zu ihr hin, als fühlte auch er sich mitgetroffen. „Dummes, hochnasiges Frauenzimmer, du! Aber natürlich, das hat man davon, daß man dich nach Wiesbaden aufs Pensionat geschickt hat!“

„Ja, Vater —“ und sie sah ihn sehr ernst an — „es wäre freilich besser gewesen, du hättest es nicht getan. Nun bin ich für diese Welt hier verdorben — und jene andere bleibt mir verschlossen.“

Es war etwas in ihrem Ton, das fiel dem Hannes Reusch seltsam aufs Herz. Fast wie eine Anklage. Und hatte ihm nicht auch die alte, blinde Frau da draußen schon manchmal ganz dasselbe gesagt? Da verstummte er für ein Weilschen. Doch dann kam ihm wieder der Trost.

„Man hat doch nur dein Bestes gewollt. Und wer hat denn das voraussehen können? — Aber es ist ja auch alles Lustig. Nur an dir liegt's, an deinem verdammten Starrsinn und Dünkel!“

Wütend stieß er mit dem Fuß nach einem Stuhl, der ihm im Wege stand, daß er polternd umschlug, und lief dann mit stampfenden Tritten im Zimmer auf und ab.

Gelassen sah Marga Reusch seinem Treiben zu. Ja, ein geheimer Widerwille spiegelte sich in ihrem Blick, wie sie dem aufgeregten Mame so mit großen Augen folgte. Als ob es gar nicht ihr Vater wäre, sondern irgend ein Fremder — einer von denen da draußen, auf die sie mit Verachtung herabblidete, von denen sie eine Lust trennte: Der unüberbrückbare Unterschied einer überlegenen Kultur. Und war's nicht auch so hier in diesem Fall. War ihr der Mann dort nicht fremd geworden, wie dieses Haus, diese ganze Umgebung hier seit den Jahren in Wiesbaden?

Wieder einmal empfand sie es mit einer Klarheit, die sie aber weder erschreckte, noch etwa mit Trauer erfüllte. Das war ja alles nur zu natürlich. Die Alten und die Jungen — Rückstand und Fortschritt — zwei Welten, die sich nicht verstehen konnten, zwei unvereinbare Gegensätze — ganz notwendig einfach. Unnatürlich war es nur, daß sie gezwungen war, in dieser Welt zu leben, die keinen Raum für sie hatte. Mußte da nicht schließlich etwas wie Haß aufsteigen gegen die Gewalt, die sie dazu zwang?

Ihre Brauen zogen sich zusammen, wie sie zu Hannes Reusch hinsah. Der aber mäsigte jetzt seine Schritte, und in seine Züge trat ein veränderter Ausdruck; ein Grübeln und Schwanken. Es entging ihr nicht. Da ging sie leise auf ihn zu.

„Vater!“ Ein losendes Anschmiegen war in ihrer Stimme. „Willst du denn nie mit dir reden lassen? Du meinst es doch gut mit uns, Vater — nicht?“

Ihre Arme legten sich ihm um den Nacken, und die dunkeln, schönen Augen bettelten stumm. So hatte sie es als Kind immer getan, und nie hatte er ihr etwas abgeschlagen. Auch jetzt wurde dem Hannes Reusch dabei weich.

„Dumme Frage!“ polterte er, aber nur mühsam behielt er den rauhen Ton bei. „Natürlich mein' ich's gut mit euch. Aber was hat das damit zu schaffen?“

Da preßte sie sich noch dichter an ihn.

„Wenn du es wirklich gut mit uns meinst, mit dem Herrmann und mir, wenn du uns glücklich machen willst — so zieh' doch mit uns in die Stadt, nach Köln! Du kannst dir doch auch wahrhaftig Ruhe gönnen auf deine alten Tage, Vater, hast ja genug vor dich gebracht, und wenn du dann noch hier den „Hirschen“ gut verkauft —“

„Verkauft?“

So bestia stieß Hannes Reusch die Tochter von sich,

daß sie fast taumelte. Aber er achtete es nicht. Zornrot glühte ihm die Stirn. „Hier das Haus verkaufen, wo ich Zeit meines Lebens gesehnen? Nein, nie! Cher —!“

Drohend schüttelte er die Faust zu dem Mädchen hin, das da stand, ohne sich zu rühren, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Der Anblick reizte ihn aber nur noch mehr.

„Ja, seh' nur dein hochnasiges Gesicht auf! Es hilft dir alles nichts. Hier, in dieser Stunde sag' ich dir's: Nicht daran zu denken ist's! Solange der Hannes Reusch lebt, bleibt's hier, wie's ist! Bin ich nicht mehr, hab' ich mich mal rausgetragen auf dem Schragen — dann macht meinethalben, was ihr wollt. Schlachtet die Henne, die euch die goldenen Eier gelegt und deren ihr euch nun schämt. Aber na — einstweilen ist's ja noch nicht so weit. Und ich denke euch den Gefallen auch noch lange nicht zu tun. — So, da hast du meine Antwort!“

Damit riß Reusch die Tür auf und warf sie krachend hinter sich zu.

Marga blieb unbeweglich stehen. Nur um ihre Mundwinkel ging es für einen Augenblick wie ein Aufzucken. Aber gleich wurden die Linien wieder hart. Bloß keine Sentimentalität! Gesiel sich der Vater im Volksstückton, sie tat nicht mit. Und sie ging mit entschlossenen Bewegungen zu ihrem Sessel am Fenster. Dort ließ sie sich nieder; die Arme fest verschränkt, die Knie übereinander geschlagen.

So blickte sie eine Weile starr vor sich hin, ganz Widerstand. Aber allmählich ward ihre Miene nachdenklich. Der Anlaß zu diesem ganzen Austritt kam ihr wieder in Erinnerung — Steinsiefens versteckte Werbung. Und unwillkürlich stellte sich ihr der Gedanke ein: War es eigentlich klug gewesen, ihn so schroff zu verabschieden?

Wenn ihr dies Leben nun doch einmal unerträglich wurde und sich keine andere Möglichkeit bot — das war doch immerhin ein Ausweg! Der einzige, allenfalls noch gangbare, der sie aus dieser Misere, dieser grauenhaften Abhängigkeit herausrettete. Nahm sie Steinsiefens Werbung an, so war sie frei von der väterlichen Gewalt, ihr eigener Herr — dann galt ihr Wille! Denn Steinsiefen war Wachs in ihrer Hand; ein ergebener Sklave, den es obenein noch glücklich machte, ihr dienen zu dürfen.

Freilich, das war auch alles. Einen Mann durste sie nicht erwarten in ihm zu finden. Aber wog das schließlich so schwer? Lohnte es sich, deswegen vielleicht seine letzten Chancen aus der Hand zu geben? Sie war vierundzwanzig jetzt — worauf wartete sie da eigentlich noch? Auf das große Wunder etwa? Hier in diesem Bauernnest!

Ein kalter Zug grub sich für einen Moment um die feinen Lippen, und dann kamen ihr wieder jene Gedanken: Steinsiefen war doch immerhin — äußerlich gesehen — eine annehmbare Erscheinung. Was noch fehlte, würde er sich schon aneignen unter ihrer Hand. Seine Verhältnisse waren gut. Er verdiente ein hübsches Stück Geld und hielt es nicht ängstlich zusammen, hatte Sinn nicht bloß fürs Erwerben, sondern auch fürs Genießen, für Reisen, für das großstädtische Treiben. Er würde sich ein Vergnügen daraus machen, sie mitzunehmen und zu zeigen dort draußen in der großen Welt, voller Stolz und Eitelkeit. Also — weshalb sträubte sie sich eigentlich so gegen diesen Ausweg? War es am Ende wirklich nicht sehr unklug von ihr?

Ja — vielleicht, wahrscheinlich sogar, und dennoch! Da war doch noch etwas anderes in ihr, das lehnte sich auf gegen all diese kühl berechnende Vernunft. Und Marga mußte selbst nicht: Kam das aus der Region ihres Stolzes, ihres Ehrgeizes, der sich von frühesten Jugend an ein höheres Ziel gesetzt, oder aus einem dunkeln Winkel ihrer Weibesnatur, wo ein verborgenes Sehnen heimlich die Hände ausstreckte?

Das schöne Antlitz tief gesenkt, saß Marga vor sich hin; aber sie kam zu keiner Klarheit.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Helfer in der Not.

Von P. Sübener, 3. Bt. im Felde.

In diesem Kriege ist ein Ausrüstungsstück des deutschen Soldaten zu ungeahnten Ehren gekommen: der kleine Spaten! Wie bräute sich in Friedenszeiten jeder möglichst weit in den Hintergrund, wenn es hieß: „Spaten empfangen!“ Und wer dann doch das Pech hatte, ein solches Ding „aufgeladen“ zu bekommen, der hatte nichts Schlemmigeres zu tun, als es auf anständige oder

unabhängige Weise loszuwerden, d. h. entweder zu „deckieren“ (alias fortzuwerfen) oder einem jüngeren Kameraden zuzuschüttern, sei es mit List, sei es mit Gewalt. Und jetzt! Jetzt ist allgemein „der Schrei nach dem Spaten!“ zu beobachten. Jede Gruppe (8 Mann und Führer) soll 7 Spaten und 2 Beilspiden haben, aber es ist 10 gegen 1 zu wetten, daß beim ersten Appell keine Beilspiden mehr da sind, sondern alle Mann keine Spaten vorzeigen, ja einzelne sogar daneben noch die großen sog. Pionierspate mitschleppen. Woher wohl dieser Umschwung? Zunächst ohne Zweifel durch den Trieb der Selbsterhaltung hervorgerufen: in diesem Kriege ist das Eingraben zum Schutze gegen feindliches Feuer eine Hauptaufgabe. Sodann aber hat sich der kleine Spaten bei allen möglichen Gelegenheiten zu allerlei Hilfeleistungen äußerst zweckdienlich erwiesen und erregt verschiedene Instrumente in schönster Weise, so daß er als ein wirklicher „Helfer in der Not“ betrachtet werden kann. Es dürfte ganz interessant sein, seine Vielseitigkeit einmal etwas näher zu betrachten, indem wir eine ausziehende Truppe auf ihrem Marsche begleiten und bei ihren Rasten und ihren Taten beobachten.

Die jungen Krieger sind eben verladen worden, der Zug harret des Abfahrtsignals; da kommt noch ein guter Freund dahergerannt und schwingt eine Pulle Sekt oder eine Flasche besseren Wein, die schließlich noch mit den abfahrenden Kollegen geleert werden soll. Ein Koffizier ist nicht zur Stelle, also muß ihr der Saks gebrochen werden; erst soll das Seitengewehr dazu heran, aber man weiß nicht, ob man damit nicht Anstoß bei den Vorgesetzten erregt, lieber den Spaten herbei; und dieser verrichtet den Liebesdienst denn auch schnell und gewissenhaft; er empfängt dabei gewissermaßen die Taufe zu seiner kriegerischen Laufbahn, denn ein wenig von dem schäumenden Naß ergießt sich bei der Operation auch über ihn.

Während der Bahnfahrt gilt es vielleicht Rüsse aufzutun oder sonstige Sachen zu öffnen; da greift mancher lieber zum Spaten, als daß er die Arbeit mit der Hand oder dem Hufe verrichtet; z. B. wenn es gilt, Klischen oder Klissen mit Liebesgaben zugänglich zu machen, muß der Spaten die Range erleiden.

Das Bahziel ist erreicht, der Fußmarsch beginnt. Es ist aber doch etwas anderes, mit kriegsmäßig vollgepacktem „Assen“ daherkulieren, als in der Garnison die Kriegsmäßigkeit nur zu markieren; bald gibt es daher „Abbauer“ und Nachzügler. Schließlich sieht sich der Führer veranlaßt, zu rasten und bei der Gelegenheit abkochen zu lassen. Die erste Gruppe wird zum Wasserholen befohlen, die zweite soll Holz holen, die dritte Kartoffeln usw., die vierte die Feuerstellen auflegen, die fünfte Proviant empfangen usw. usw. Da ist der kleine Spaten in seinem Element: er muß für kleines Holz sorgen, die Erde nach Kartoffeln umwühlen, die Feuerlöcher ausheben, die Vorratskisten öffnen und dergl. mehr; dann benützt ihn einer, um auf ihm seine Konservebüchse über der Flamme warm zu machen; ein anderer hat sich irgendwo unterwegs ein Stück Fleisch erbettelt, das etwas zäh ist und erst mit Hilfe des Spatens mühe geklopft wird, der dritte will sich Kaffee kochen, hat aber nur ganze Bohnen, also werden diese auf dem Spaten mit einem Stein (oder umgekehrt) zerkleinert. So wird das unscheinbare Instrument zu allen möglichen Hilfeleistungen herangezogen, und alles befolgt er gut und willig gleich einem treuen Kameraden. Wenn dann einer sich zum Dessert eine Zigarre anstecken will, sieht ihm der Spaten auch schnell noch eine glühende Kohle aus dem Feuer. Dann aber überschüttet er die Glut wieder häufig mit Erde, damit kein Unheil entsteht und Speisereste, Knochenreste usw. vergräbt er sorgfältig zur Verhütung von üblen Gerüchen.

Es ist Fertigmachen zum Aufbruch befohlen worden. Der Marsch wird fortgesetzt bis zum Eintritt der Dämmerung. Es ist gelindes Wetter, da wird bivakert, damit sich die Leute daran gewöhnen. Wieder übernimmt der kleine Spaten die verschiedenen Arbeiten, die er schon mittags bei der Rast verrichtet hat, dann aber tritt etwas Neues hinzu: es werden Zelte aufgebaut, da gilt es, die „Heringe“, das sind die Holzstäbe, mit deren Hilfe die Zeltbahnen nach der Seite zu straff angezogen werden sollen, recht fest in die Erde hineinzuhauen; Dämmer sind nicht zur Stelle, also muß der kleine Spaten heran. Nachher wird das Zelt rings mit einem kleinen Graben umgeben zum Schutz gegen Nässe und die ausgehobene Erde auf den Rand der Zeltbahnen aufgebäufelt, um das Ganze gegen Zugluft abzuschließen; wenn nötig, wird auch der Boden im Innern ein wenig geebnet. — Zu einem ordnungsmäßigen Lager gehört auch eine Latrine, die natürlich ohne Spaten überhaupt nicht hergestelt werden könnte.

Am nächsten Morgen geht es weiter, immer näher an die Front; man merkt es schon an dem stets stärker werdenden Kanonendonner. Bald ist auch das Geschützfeuer hörbar und nicht lange mehr dauert es, da pfeifen einzelne verirrte Geschosse auch über unsere Truppe hinweg. Man passiert verlassene Schützengräben, durchschreitet zerstörte Drahtverhänge und muß öfters über Granatlöcher der verschiedensten Größen hinwegturnen. Die Truppe soll sich an das Regiment, das in Reserve hinter der Front liegt, heran arbeiten, um dort auf die verschiedenen Bataillone bezw. Kompagnien verteilt zu werden. Bekanntlich haben die Reserven aber meist mehr unter dem feindlichen Feuer zu leiden als die vordersten Linien; so geht es auch unseren jungen Kameraden; je näher sie an die Stellung des Regiments kommen, desto unheimlicher wird das Schwirren der Geschosse; bis schließlich vom Regiment aus der Befehl kommt, der Ersatz soll liegen bleiben und sich einbuddeln.

Also: „Hinlegen!“ — „Spaten heraus!“ — „Eingraben!“ — Nun ist der Spaten erst recht in seinem Element und es ist eine Freude, zuzusehen, wie schnell er, von kräftigen Fäusten geschwungen, den Erdboden umwühlt, ein Loch herstellt, in dem der junge Krieger genügend Platz findet und vorn und teils auch an den beiden Seiten eine Erdwand errichtet, durch die sein Geschützgeschloß hindurchbringen kann. „So, das wäre geschaffen!“ erklärt der geistige Urheber des Werkes mit einem gewissen Stolz auf seine Leistung, aber der vielerfahrene Spaten, dem der Löwenanteil an der Arbeit zufällt, schüttelt den Kopf und behauptet: „Das ist noch garnichts, nur ein Kinderspiel gegen das, was wir noch leisten können und bald jedenfalls auch leisten müssen!“ Und er hatte recht: noch im Laufe des Nachmittags wurden die Ersatzleute den einzelnen Kompagnien einverteilt und schon am selben Abend rüdten sie mit hinaus in die Nacht hinein, Richtung: feindliche Stellung, um den alten Schützengräben nach Ablösung eines Schweberegiments zu besetzen und von ihm aus einen neuen Graben weiter vorne auszuheben. Darüber ging natürlich die ganze Nacht hin und als der Morgen graute, hatte der fleißige Spaten das wichtige geschaffen: Die Mannschaften hatten Schutz gegen feindliche Geschosse, daran konnte auch das wütende Schrapnell- und Granatfeuer des Gegners nichts mehr ändern, mit dem dieser die neue Stellung überschüttete, als er sie entdeckte. Im Laufe des Tages kamen dann noch die bombensicheren Unterstände an die Arbeit, die am nächsten Tage fertiggestellt waren und nun immer gemüßlicher, wohllicher und vor allen Dingen sicherer ausgebaut werden, so daß unser „Helfer in der Not“ immer noch Arbeit genug hat, zumal auch die Laufgräben stets Verbesserungen und Änderungen erfordern. Daneben aber waltet er auch seines Amtes am „häuslichen Herd“, wie vorher am Lagerfeuer und bei der Rast, denn unsere Fremde sind dort vorne in den Stellungskampfen übergegangen, da es sich als unpraktisch (und vielleicht auch als undurchführbar) erwiesen hat, dem stets zurückweichenden Feinde noch weiter in das unwirtliche Innere des Landes zu folgen. Zu wohlverdienter Ruhe wird unser Spaten also sobald noch nicht kommen, er wünscht es auch garnicht, denn in den Ruhestunden des Schützengrabenslebens entdecken die spitzfindigen alten und jungen Bewohner der Erdhöhlen immer neue „Verursache“ für den Treuen, arbeitsamen Begleiter, und dieser ist dankbar für jede Abwechslung.

Nur eins hat er sich ausbeeten: niemals möchte er seinem Herrn und Gebieter die letzte Ruhestätte auf fremder Erde bereiten helfen, sondern diesen gesund und heil wieder im Vaterhause abliefern! Leider hat er, wie er klagend einst nach einem schweren Kampftage berichtete, schon manchem guten Kameraden und Freund seines Herrn den letzten Liebesdienst erweisen müssen und auch das schlichte Grabkreuz herstellen und aufrichten helfen, das die Stätten bezeichnet, an denen die Tapferen ausruhen von allem irdischen Leid!

### Vermischtes.

\* Chrysanthemen. Zu unseren beliebtesten Herbstblumen gehört das Chrysanthemum, das jetzt mit Tausenden von Blüten unsere Gärten und öffentlichen Anlagen schmückt. Die Heimat der Blume ist Japan; sie wird dort in vielen Varietäten gezogen und ist die Lieblingsblume der Japaner, die sie ja auch zu ihrer Wappenblume erkoren haben. Eine nahe Verwandte des Chrysanthemum ist die bei uns heimische „Wucherblume“ oder „weiße Wucherblume“, die in manchen Gegenden auch „Stenblume“ genannt wird. Unsere Worte „wuchern“ und „Wucherer“ hatten ursprünglich nicht die schlimme Bedeutung, die wir heute mit ihnen verbinden, sie kennzeichneten nur ein besonders starkes Wachstum, und wir wenden sie in diesem Sinne noch auf die Pflanzenwelt an. Die Botaniker nennen die Wucherblume Chrysanthemum leucanthemum, d. h. wörtlich ins Deutsche übersetzt: „Weißblühende Goldblume“. Derartige Farbenkonfusionen gehören in der Botanik keineswegs zu den Seltenheiten; gibt es doch auch eine *Betula alba purpurea*, also eine „rote Weißbirke“. Auch Schiller spricht im „Gleusschen Zeil“ von „blauen Bäumen“, obwohl das Wort *Hyane* an sich schon so viel wie blaue Blume bedeutet. . . Wir sagen „das Chrysanthemum“, und wenn es sich um mehrere handelt, „die Chrysanthemen“; manche gebrauchen die aus dieser Mehrzahlform gebildete Einzelform „die Chrysantheme“. Diese Bezeichnung ist an sich unrichtig; es gibt aber manche Bildungen dieser Art, die unser Sprachgebrauch schon längst gebilligt hat. Wir sagen „der Typus“ und bilden davon die Mehrzahlform „die Typen“; aus dieser ist die Einzelform „die Typpe“ hervorgegangen, der wir dann eine ganz andere Bedeutung verliehen haben als dem Wort „der Typus“. Aus Gründen der Sprachrichtigkeit sollten wir freilich darauf achten, daß wir an der Einzelform „das Chrysanthemum“ festhalten und diese nicht durch die in den Sprachgebrauch eingedrungene Form „die Chrysantheme“ verdrängen lassen. . . In den Anlagen der Blumenhandlungen erblickt man jetzt überall Chrysanthemen mit Riesensblüten, die oft die Größe eines Kinderkopfes erreichen. Allgemein hält man diese großen Blumen für eine Varietät des gewöhnlichen Chrysanthemums, das auf den Blumenbeeten eine Blüte nach der anderen hervortreibt. Das ist aber ein Irrtum; es handelt sich um ein und dieselbe Pflanze. Die Riesenchrysanthemen sind durch Hypertrophie (Ueberschwümmung) zu ihrer eigenartigen Form ge-

langt. Jeder kann dies zu Hause durch einen interessanten Versuch feststellen, indem er zwei gleichartige junge Chrysanthemum-pflanzen in zwei Blumentöpfe nebeneinander auf den Balkon stellt. Die eine Pflanze behandelt man auf dieselbe Weise wie alle übrigen Balkonblumen, und sie entwickelt sich zu einem Strauch, der viele Blüten trägt. In der anderen Pflanze aber läßt man nur einen einzigen Stengel auskommen und belüftet auch an diesem nur einige wenige Blätter. Zeigen sich die Blütenknospen, so werden diese bis auf eine einzige abgeknippt. Die zarte Pflanze wird ferner überreichlich gedüngt, und man sieht bald, daß die dicken, fleischigen Blumenblätter der einzigen Blüte eine ungewöhnliche Länge erreichen; infolge ihrer Länge und Schwere können sich die Blumenblätter nicht aufrecht erhalten, und sie hängen gleich langen Locken von der Blüte herab, die selbst einen ungewöhnlichen Umfang annimmt, da ihr alle die Kraft zukommt, die sich bei der ersten Pflanze auf viele Blüten verteilen muß. Dazu tritt noch der Einfluß der starken Düngung. Das, was jeder auf seinem Balkon im Kleinen vornehmen kann, tut der Gärtner in seinem Treibhaus im Großen. Das Riesen-Chrysanthemum ist also — um einen etwas drastischen Vergleich zu gebrauchen — unter den Chrysanthemum das, was die Stopfgans unter den Gänsen ist.

\* Ein arm- und beinloser Akrobat vor vierhundert Jahren. Armlose Feldherren hat es gegeben und armlose Kämpfer. Seltener scheinen die armlosen Akrobaten gewesen zu sein, die gegenwärtig gleichsam als eine Art Ermittlung für unsere Kriegsbeschädigten, wie dies z. B. jetzt im Berliner Zirkus Busch geschieht, ihre Künste vor einem großen Publikum zur Schau stellen. Hin und wieder wird aber doch auch aus früherer Zeit von Männern berichtet, deren Willenskraft groß genug war, den Verlust von Armen und Beinen durch beständige Übung der ihnen verbliebenen Gliedmaßen wettzumachen und sich in Künsten auszuzeichnen, die die größte körperliche Geschicklichkeit erfordern. Als im Jahre 1545 in Berlin die Doppelheirat des Kurprinzen Johann Georg von Brandenburg mit Sophie, der Tochter des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz, sowie eines Bräutigams von Venedig mit der Tochter des brandenburgischen Kurfürsten gefeiert wurde, fand nach dem feierlichen Festlager ein Turnier statt, bei dem es ziemlich gefährlich zugeht. Der Chronist Hofsta, der uns diese Festlichkeiten beschreibt, bei denen es auf ein Menschenleben mehr oder weniger offenbar nicht ankam, im Gegenteil die Listbarkeit durch das Lotraufen von ein paar Menschen nur erhöht wurde, beschreibt auch die erstaunlichen Vorführungen eines arm- und beinlosen „Kerls“, der mit dem Halse, also wohl mit dem Munde, ein Wuchgeschloß mehrere Schritte weit einstecken und damit treffen konnte. Den Montag hernach haben Markgraf Hans von Gützkow (der Bruder des Kurfürsten) und Herzog Wilhelm von Brandenburg mit einander scharf gerannt und ein solches hartes Treffen getan, daß die Pferde auf dem Hintern sitzend gegangen und dennoch beide Herren sitzen blieben. Es hat aber Herzog Wilhelm dem Herrn Markgrafen Johannsen den Schild entzwei gerannt bis auf den Hals, und wäre um ein wenig getan gewesen, wenn es Gott nicht sonderlich verhütet, daß er ihm den Hals abgerannt. Worwegen alle Fürsten und Herren, so damals auf der Bahn gewesen, sehr erschrecken, eilends von den Pferden gefallen und zugelaufen sind. . . . Es haben auch mehr Herren vom Adel gerannt und gestochen, aber am Mittwoch haben sechzig Paar zu Rosse in ganzen Rüstzen (Rüstzen) auf der Bahn turniert, und indem das man dem Ritterspiel zusehen, ist einer vom Fenster vom Dornium gedrungen und herabgefallen. Der hat einen anderen, so darunter gestanden, tot gefallen und ihm hat es nichts geschadet. Auch ist damals ein Kerl ohne Arme und Hände da gewesen, der hat mit den Füßen und Löffeln essen, eine Nadel sädeln und andere Dinge tun können, die fast unanständig zu sein scheinen; hat mit dem Halse Holz hauen und einen Keller an der Wand mit der Spitzbarten auf etliche Schritte treffen können. Es haben auch der Kopf haben einen auf der Bahn totgerannt. . . .

\* Die Rahe im Schützengraben. Einer Rahe, die anscheinend die Bezeichnung „Soldatenrahe“ mit vollem Recht verdient, wird in einem holländischen Platte die folgende Schilderung gewidmet: Seit fast einem Jahre haust eine Rahe in einem Schützengraben im IJzergebiet. In ständiger Gesellschaft der belgischen Soldaten ist sie selbst bereits ganz militärisch geworden. Wenn sie nach einer Feuerpause den Lärm der ersten explodierenden Granaten vernimmt, erhebt sie sich aus ihrem Schlummer und richtet sich stolz und kriegerisch auf. Sie springt zwischen die Soldaten und schmiegt sich schmeichelnd an ihre Beine, als wollte sie ihnen Mut zusprechen. Die Bomben machen auf sie gar keinen Eindruck mehr. Sie sieht sie herankommen und erwartet kaltblütig die Explosion. Eines Morgens erblickte man die Rahe, die anscheinend allzu reichlich geröstet hatte, auf einer zerstoßenen Mauer ausgestreckt. Sie blieb den ganzen Tag da liegen, trotzdem die Beschickung außerordentlich heftig war. Von Zeit zu Zeit wurde sie durch die Explosion einer Granate mit Staub übersüht et. Dann schüttelte sie sich ein wenig und nahm gelassen wieder ihre bequeme Stellung ein. Die Rahe kennt jeden einzelnen Soldaten, sie isst und trinkt mit der Mannschaft. Sie wacht wie der beste Posten und duckt keine Mäns und Platte in ihrem Schützengraben. Trozdem es noch keine Kriegsauszeichnungen für

Liere gibt, erzählt man, daß die belgischen Soldaten für ihre Rahe eine Auszeichnung verlangen wollen. . . .

\* Wie viel Kaffee wird in einem Jahre getrunken? Es ist ein geradezu ungeheurer Strom von Kaffee, der tagen- und nachts in jedem Jahre durch die Röhre der Menschheit rinnt. Der Jahresverbrauch an Kaffee beträgt nämlich im Durchschnitt nicht weniger als eine Milliarde und 300 Millionen Kilogramm. Ein volles Drittel dieser Kaffeemassen verbleiben die Vereinigten Staaten; das zweitgrößte Kaffeeland aber ist unser Vaterland, welches einen Jahresverbrauch von 139 Millionen kg hat. Es folgen Frankreich mit 110 Millionen, Oesterreich-Ungarn mit 67 Millionen, Belgien mit 40 Millionen, Holland mit 30 Millionen, Italien mit 28 Millionen und Argentinien mit 14 Millionen kg. Auch in England werden nur 14, in Rußland sogar nur 12 Millionen kg Kaffee im Jahre verbraucht. — Es liegt auf der Hand, daß in diesen beiden Ländern der weit verbreitete Teegenuß dem Kaffeeverbrauche Abbruch tut. 11 Millionen kg Kaffee im Jahre verbraucht noch die Schweiz, während alle anderen Länder hinter dieser Verbrauchsziffer zurückbleiben.

\* Teure Auster. Diesmal wird bei Beginn der Austersaison keine große Nachfrage nach dem kostbaren Genussmittel sein. Trotzdem aber wird die Auster diesmal recht teuer sein, wegen der Unsicherheit für die Austersischer. Jedoch lange nicht so teuer, wie sie 1870 in Paris war. Damals haben Auster den höchsten Preis erzielt, der wohl je dafür bezahlt wurde. Am 30. Dezember 1870 fand im Hotel Trouot in Paris eine kleine, aber sehr eigenartige Versteigerung statt. Es wurden dort 24 Stück leere Austerschalen versteigert. Diese stammten von dem einzigen Tugend Auster, das während der ganzen Belagerung von Paris dorthin gelangt war. Wer diese zwölf Auster gegessen hatte, ist nicht bekannt geworden, man weiß nur, daß sie, als sie nach Paris kamen, mit 100 Francs bezahlt wurden, und zwar von einem Restaurant, das sie zu einem entsprechend hohen Preis an den üppigen Gast verkauft haben dürfte. Einen weit höheren Preis aber erzielten die leeren Austerschalen. Sie gingen bei der Auktion in den Besitz eines reichen amerikanischen Sammlers, Mr. Harry Stuart, über, der das Stück mit 32 Francs bezahlte, also 24 Stück mit 768 Francs.

**Büchertisch.**

— **Wiking-Bücher.** Bd. 10: Robert Fuchs-Diska, Aus Vaterland, an teure . . . (Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig.) In Leinen 1 Mark. — Der Roman hat den Vorzug, ein getreues Bild aus der Zeit des sich vorbereitenden Weltkrieges zu sein. Der Verfasser schildert anschaulich ihm aus vertraute Verhältnisse in Argentinien und stellt die gesunde, schönere und reiche Welt deutschen Lebens und deutscher Art diesen gegenüber. Durch die verschiedenen Erlebnisse des Helden und der Nebenfiguren werden wir mit dem Leben der Passagiere und der Besatzung eines Südamerika-Dampfers bekannt. Auf der Insel Madeira erfahren die Reisenden von dem Piratenmord in Serajewo; in Deutschland anlaufend, geraten sie in die ungeheure Erregung beim Beginn der Verwickelungen Oesterreichs und Serbiens. Der ausbrechende Weltkrieg treibt den Helden als Freiwilligen an die Westfront. In lebendiger und aufregender Darstellung leben wir das tapfere Verhalten einer bayerischen Batterie mit, die, in einem Gehölz versteckt, dem mörderischen französischen Geschützfeuer standhält. Erblindet kehrt Buchholt nach seiner Heimat, einem Nordseebord, zurück und wird durch die Liebe eines griechischen Mädchens seinem Delmatboden wieder zugeführt. Gut gezeichnet, scharf umrissene episodische Gestalten teils ernst, teils humoristischen Charakters laufen durch die Erzählung, die, dem Preise deutscher Erde geweiht, deutsches Wesen und deutsche Treue verherrlichen.

**Buchstabenrätsel.**

ab, de, dis, el, en, gen, ori, ost, ra, se, sel, ster.  
Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen fünf Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, den Namen eines Romanschriftstellers bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Heldin einer mittelalterlichen Sage.
2. Einen Vogel.
3. Beliebten Badeort.
4. Nebenfluß der Donau.
5. Ein Tier.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:  
Weiß. Schwarz.

- |                                 |                    |
|---------------------------------|--------------------|
| 1. D a 3 — d 6                  | 1. f 5 — f 4       |
| 2. D d 6 — c 7 †                | 2. L b 8 nimmt c 7 |
| 3. T e 8 — a 8 Schach und Matt. |                    |

Zieht Schwarz im ersten Zuge L b 8 oder d 7, so gibt Weiß im zweiten Zuge auf a 8 oder b 8 Schach und Matt. Auf andere erste Gegenzüge des Schwarzen entscheidet Weiß wie oben 2. D d 6 bis c 7 †.